und ihn in das Kontorstübchen zu geleiten. „Wo ist Herr Arthur?“ fragte der Onkel, und sah sich rings im Kontor um. Man sah es dem alten Mann an, hier auf dem Schauplatze seiner ehemaligen Tätigkeit regten sich seine Lebensgeister sichtbar, hier war er wieder der Herr Kommerzienrat Dalfing in seiner alten Machtvollkommenheit. Der Buchhalter zuckte bei der Frage des Chefs mit der Schulter, und indem er seinen Blick auf mich als einen ihm fremden Mann fallen ließ, suchte er die Abwesenheit des jungen Herrn mit oberflächlichen Worten zu entschuldigen. Er sei früh aufs Kontor gekommen, dann aber ausgegangen. Dabei sah er seinen alten Prinzipal mit einem eigentümlich bedeutsamen Blicke an. „Wohin ist Herr Arthur?“ fragte nochmals, und zwar etwas schärfer der Onkel. Er ließ sich im Kabinett in einen Sessel nieder. „Ich weiß nicht,“ stotterte der alte Buchhalter heraus. „Mir hat er es nicht gesagt. Vielleicht weiß es der Kassierer, mit dem er zu tun gehabt.“

„So, wieder mit dem Kassierer?“ brummte der Onkel vor sich her, und sah eine Weile düster auf seine welken Hände, die er auf dem goldenen Stockknopfe zusammengelegt hatte. Dann schaute er zum alten Buchhalter auf. „Holen Sie mir das Kassabuch des jungen Herrn her, Herr Brändert!“

Der Buchhalter entfernte sich langsamen Schrittes. Der Onkel sprach kein Wort, sondern schaute nur ärgerlich vor sich nieder. Daß es mir sehr heimlich in dem Kontorstübchen vorgekommen, könnte ich gar nicht sagen. Endlich erschien der Buchhalter und legte das verlangte Kassabuch vor den Herrn Kommerzienrat offen hin. Dieser schlug die letztbeschriebene Seite auf, rückte seine Brille zurecht und schaute auf die dort aufgeschriebene Ziffer mit so hartem Gesichtsausdrucke, daß es mir ganz unheimlich dabei wurde.

„Tritt einmal näher, Fritz,“ und er blickte noch mir auf, während er die zitternde Hand auf das Buch legte und mit dem Zeigefinger nach einem frisch angeschriebenen Posten wies. „Da sieh einmal, wieviel Geld ein solcher Junge braucht, um heute auszugehen! Was meinst du dazu?“ Seine Stimme war hart und bitter. Ich trat näher und nahm mir den bezeichneten Posten in Augenschein. Es standen 300 Gulden verzeichnet. „Wer weiß, lieber Onkel,“ sagte ich schüchtern, „Herr Arthur mag besondere Ausgaben zu machen haben.“ Der Onkel schlug das Blatt um, suchte die verschiedenen gar nicht weit auseinander liegenden Datums heraus und tupfte schweigend auf die dort notierten „Privatausgaben des jungen Chefs“, die allerdings gar bald eine bedeutende Summe aufwiesen. Der Onkel ließ endlich das Buch liegen, lehnte sich in den Sessel zurück und schob wie in Gedanken die Brille auf die Stirn. „Der Junge ruiniert das Geschäft!“ rief er fast grimmig aus. „Wo treibt er sich heute wieder herum, Herr Brändert?“ Der Angeredete zuckte mit der Schulter. „Herr Kommerzienrat, ich kann es in Wahrheit nicht sagen. In letzter Zeit hat Herr Arthur seltener das Kontor besucht, wie ich Ihnen pflichtschuldigst angezeigt. Er wird wohl wieder angenehme Gesellschaft gefunden haben, mit der er ausgefahren. Ich habe von ungefähr davon reden gehört.“

„Brändert, erkundigen Sie sich aufs genaueste nach der Umgebung Arthurs,“ sagte der Onkel in streng befehlendem Tone. „Schicken Sie sofort jemand, dem Sie Vertrauen schenken, auf Kundschaft aus, wo sich Herr Arthur heute wieder herumtreibt. Ich will genauen Bericht haben.“ Der alte Diener nickte bejahend.

Eine Weile war es still. „Wie stehen die Kurse?“ fragte dann der Onkel im gewöhnlichen Geschäftstone. Der Buchhalter berichtete. Dann kam die Geschäftslage zur Sprache, die sich nicht sonderlich günstig erwies. Auch waren schwere auswärtige Verluste angemeldet. Ich sah es dem alten Onkel an, daß auch noch ganz andere Dinge in ihm zitterten, als sein Alter. Schließlich ließ er den Kassierer kommen und verbot ihm aufs strengste, Herrn Arthur ohne besondere Anweisung ferner Geld zu Privatausgaben auszuzahlen. Der Kassierer wollte Einwendungen machen, wonach er dem Chef kein Geld verweigern könne. „Noch bin ich der Herr!“ rief zitternd vor Zorn der Onkel, „was ich befehle, soll geschehen.“ Der Kassierer ging verdrießlich aus dem Kabinette.

„Der Onkel stand auf, winkte mir, ihm zu folgen und bald saßen wir wieder zusammen im Wagen. Der arme Onkel hatte einige Zeit nötig, bis er wieder ruhig mit mir reden konnte. „Der Junge macht mir Kummer,“ sagte er endlich und seufzte tief auf. Er sprach kein Wort weiter, und ich wußte auch nicht, was ich jetzt zusetzen sollte.

„Der Kutscher hatte die Weisung, nach der Börse zu fahren, wo, wie Sie wissen, die Kaufleute zusammen kommen. Ein unendliches Getöse, Geschnatter und Durcheinanderreden scholl uns beim Eingange in den weiten Vorraum entgegen. Aufgeregte, listige, schlaue und verdrießliche Gesichter überall, daß ich wie verblüfft in den schachernden Durcheinander hinein sah. „Herr Kommerzienrat Dalfing! Herr Kommerzienrat!“ rief und schrie es von rechts und links, die Hüte wurden abgerissen, und wohin sich der Onkel wandte, wurde offene Gasse gemacht aus lauter Respekt vor dem reichen Herrn Kommerzienrat. Er ging hier wieder aufrecht einher, als ob er wirklich um zehn Jahre jünger geworden. Nach allen Seiten grüßte er freundlich und herablassend, und verfügte sich dann in ein besonderes Zimmer, worin sich bereits noch mehr Kommerzienräte und ähnliche schwere Leute befanden. Hier wurde nach den ersten Begrüßungen dann weiter gepolitisiert, geplant und die gegenwärtige Weltgeschichte besprochen, allerdings nur in so weit, als man dabei Geld gewinnen oder verlieren konnte. Man sah es dem alten Onkel an, hier war er wieder in seinem Elemente. Ich hatte wenig acht auf seine Unterhaltung, amüsierte mich doch der schachernde Haufen im Mittelraume über die Maßen. Die Kinder Israels besonders machten sich, wie natürlich, am bemerklichsten, und zwar nicht bloß durch ihr unermüdliches Geschnatter, sondern auch die unverhohlene Art und Weise, wie sie mit Leib und Seele schacherten. Endlich aber war es mir ganz gruselig und unheimlich, als sei ich in einem Narrenhause, worin dämonische Gewalten ihr Wesen trieben, so daß ich nicht wenig froh war, als mich der Onkel am Arm zupfte, die Genossen grüßte und wir wieder hinaussegelten. Mir summte der Kopf noch lange von dem mir ungewohnten Schauspiele. Da hatte ich ja auch den Onkel in seiner Wichtigkeit gesehen.

„Es war Mittag. Wir fuhren von der Börse nach Hause und speisten dann natürlich allein. Die Frau meines Onkels mit ihren Töchtern war ja auf ein anderes Landhaus beim Bankier Stolz zu Tisch und zu einer Partie geladen. Das Vetterchen trieb sich, weiß Gott, wo, herum. Also hinderte uns auch niemand in unserer Unterhaltung. Anfänglich war der Onkel sehr schweigsam; sein Gesicht hatte einen etwas herben Ausdruck angenommen, durch den nur bisweilen eine gewisse Trauer durchschimmerte. Er fühlte es doch, daß wir so allein am Tische saßen, nur ging seine Entschuldigung nicht über ein paar knappe Worte hinaus. „Ich bin zu alt und nicht fröhlich genug, um solche Einladungen selbst annehmen zu können. Frau und Kinder sind schon lieber dabei,“ das war der kurze, bezeichnende Schluß.

„Auch sein Benehmen gegen die Dienerschaft war knapp, fast barsch, was sicher ohne Absicht geschah. Nur achtete die Dienerschaft nicht sonderlich darauf, sondern ließ alles kalt und gleichgiltig an sich abgleiten. Man hatte sich daran gewöhnt. Erst beim Nachtisch fing der Onkel an, sich über das Treiben seines Sohnes, meines noblen Vetterchens, auszulassen. Daß er ihm mehr als bloße Sorge und Kummer machte, konnte er kaum verhehlen. „Solche junge Herren,“ hob er verstimmt an, „wissen nichts von anstrengender Arbeit und Pünktlichkeit im Berufe, die leben heutzutage nur dem Vergnügen und der Kurzweil, mögen die Geschäfte gut oder schlecht gehen. Da habe ich in meinen jungen Jahren ganz anders gearbeitet und geschafft.“

„Aber, Onkel!“ fiel ich ein, „Sie haben das Vermögen zusammengebracht und Herr Arthur lebt davon, scheint also nicht nötig zu haben, sich so übermäßig anzustrengen.“

Der Onkel sah mich mit einem fast strengen Blicke an, halb fragend, ob ich ihm Vorwürfe machen wolle, halb überrascht über meine unerwartete Dreistigkeit. Ich tat, als achte ich nicht darauf, und blieb ganz gleichgültig dabei. „Ich meine nur, lieber Onkel,“ fuhr ich fort, „Vermögen erwerben und Vermögen verzehren geht zwar nicht immer auf den nämlichen zwei Beinen, aber folgt sich oft sehr rasch nach. Wer die Arbeit des Erwerbens nicht gehörig verkostet hat, versteht es schwer, das Erworbene zusammen zu halten, denn dazu gehört sich eine Tugend, die der Ueberfluß nicht gern aufkommen läßt. Im Ueberfluß erzogene Kinder essen zu viel Zuckerbrot und spielen gar zu gern mit Gold.“ Der Onkel lehnte sich zurück in seinen Sessel und sah mich ernst eine Weile an, dann mürrisch vor sich nieder. „Sprechen wir nicht mehr davon!“ sagte er ärgerlich. Nun ja, ich schwieg, aber wir beide dachten nicht weniger. Der rechte Punkt war nicht einmal berührt worden und sollte und mußte doch noch berührt werden, wie sehr er schmerzen mochte.

„Darüber trat der Bediente wieder herein und legte einen Pack Briefe und Zeitungen vor den Herrn Kommerzienrat auf den Tisch. Der Onkel nahm sie einzeln vor und durchstöberte sie nach einander mit scharfer Aufmerksamkeit. Bald heiterte sich sein Gesicht auf, bald zogen schwere Wolken über dasselbe. „Mit den ewigen Bettelei!“ rief er endlich aus und warf ganz unwillig mehrere Briefe beiseite. „Gewiß, man muß auch wohltätig sein, muß zu gemeinnützigen Dingen tragen, aber alles mit Maß. Nun gar noch von solchem Gelichter geplagt werden!“ Das murmelte er nur so vor sich her; doch nahm er endlich ein paar der weggeworfenen Briefe wieder auf und besah sie noch einmal. „Hol der Henker,“ stieß der alte Mann ärgerlich hervor, „gibt man dem Pack nichts, wird man noch durch die ganze Stadt herum getragen.“

Er griff nach einem Stifte und notierte an den Rand des Briefes 25 Gulden, auf ein anderes Papier 10 Gulden. Ich konnte es doch nicht lassen, hinüber zu schielen. Der eine Bettelbrief mit der Beute von 25 Gulden war von einer bankerotten Schauspielertruppe, die sich gerade in der Stadt aufhielt, galt also der Kunst. Der andere war von einem abgehausten Schreiber, der die „Geldsäcke“ drangsaliierte und den leer fortschicken auch gefährlich sein mochte. Andere Bittgesuche blieben aber völlig unberücksichtigt, weil „man sonst ausgeplündert werde, wenn man sich an alles störe,“ meinte der Onkel. Die auswärtigen Kurse mußten aber den Onkel in etwa über den kleinen Aderlaß getröstet haben, denn er strich die Papiere mit einiger Zufriedenheit beiseite, stand auf und bat mich, ihn ein Stündchen allein zu lassen, um auszuruhen. Ich tat's wahrlich gern; nur zerbrach ich mir noch immer den Kopf über das aparte Glück, das oft der Reichtum bringe, das wenigstens dem Onkel draus erwachsen war. Ich selbst saß dabei wie der Vogel in einem vergoldeten Käfig, der sich nach dem frischen, grünen Walde sehnt. Sie glauben nicht, wie eng es mir schon ward in dem weiten, reichen Hause und der vornehmen Verwandtschaft.

Sprüche der Weisheit.

Die Atheisten wollen, wie sie sagen, nur klare Dinge behaupten. Aber ist ihnen das denn vollkommen klar, daß es wirklich im Menschen nichts Geistiges gibt?

* * *

Die Menschen halten oft ihre Phantasie und ihr Herz für ihren Willen und glauben, schon bekehrt zu sein, wenn sie an die Bekehrung denken und sie ein wenig gerührt sind.

* * *

Es gibt zwei Klassen von Menschen; die einen sind gerecht und halten sich für Sünder; die anderen sind Sünder und halten sich für gerecht.

Güldene Brockensammlung.

Aus Welden 100 Mark. — Aus Köln 1 goldenes Kreuzchen.

Kloster Marienberg, Neuß, Glockhammer

kamen ein:

Von Hoisten 10 Mark in Silber. — Von Grimlinghausen 200 Mark für die Brockensammlung. — Von Widdeshoven 5 Mark von einer armen Witwe. — Von Neuß 1 Ehrenzeichen.

5 Mark für den Bonifaziusverein. — Von Neußerfurth 21 Mark für ein Heidenkind Antonius. — Von Plättgen 21 Mark für ein Heidenkind Josef. — Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind Antonius.

Annahmestelle in Büchteln:
Ehrw. Schwestern im Krankenhaus und Irmgardis-Stift

Annahmestelle in Biersen:
Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Biersen

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 46. Sonntag, 14. November. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 14. November: Josaphat.
Montag, den 15. November: Leopold.
Dienstag, den 16. November: Edmund.
Mittwoch, den 17. November: **Maria Opferung.**
Donnerstag, den 18. November: Maximus.
Freitag, den 19. November: Elisabeth.
Samstag, den 20. November: Felix.

Sonntagslesung.

Nach längerer Rede hast du einem Fehlenden noch ein letztes schneidendes Wort gesagt, und mit diesem wendest du dich um und lässest ihn stehen. Dich dünkt, das gewaltige, in feierlich gehobenem Ton gesprochene Wort werde donnerähnlich noch lange in seiner Seele nachhallen. Vielleicht denkst du dir, der betreffende Mensch sehe ergriffen nach der Stelle hin, wo du gestanden, und mit gesenktem Haupte entferne er sich von dem Orte. Du bist mit deinem Verfahren sehr zufrieden, und es will dich dünken, es sei eigentlich schade, daß kein dritter Zeuge der Szene gewesen. Gewiß hast du auch recht, sofern dein Haus eine Bühne ist, auf welcher du Komödie spielst. Du verstehst die Kunst, die ernste Wirklichkeit als Schauspieler zu behandeln. Aber die Liebe, die aus Gott ist, benimmt sich, wenn sie zuredet oder Verweise gibt, nicht so.

Exerzitienbetrachtungen.

XXXXII.

Von der hl. Kommunion.

IV.

Wenn nun, wie gesagt, der göttliche Heiland das Gebot gegeben hat, die hl. Kommunion zu empfangen, so hat er doch keine näheren Bestimmungen getroffen, in welchem Alter, in welcher Zeit und wie oft wir die hl. Kommunion empfangen sollten. Seiner Kirche, der Lehrerin des Glaubens und der Führerin der Christen, die der göttliche Heiland zur Austpenderin seiner Geheimnisse gemacht, hat er es überlassen, darin das Nötige anzuordnen und zu bestimmen, wie es den wechselnden Bedürfnissen der Zeit, dem Geiste, der die Gläubigen beseelt, der größeren oder geringeren Liebe, die sie bei den einzelnen voraussetzen kann, entspricht.

Wir kennen nun aber das fünfte Kirchengebot, wonach jeder katholische Christ wenigstens einmal im Jahre und zwar um die österliche Zeit die heilige Kommunion empfangen soll. Das Gebot wurde im Jahre 1215 auf dem vierten Laterankonzil in Rom als ein die ganze Kirche bindendes Gesetz erlassen. Also verhältnismäßig sehr spät. Wohl waren vorher für die einzelnen Diözesen und Länder schon Bestimmungen gegeben worden, wodurch die pflichtmäßige Kommunion auf bestimmte Zeiten wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten festgesetzt war, aber ein allgemeines Kirchengesetz gab es nicht. Ist nun daraus zu schließen, es hätten vor diesen Bestimmungen die Gläubigen nicht kommuniziert oder nicht zu kommunizieren brauchen, es sei also die Andacht und Verehrung zum hl. Sakramente erst um diese Zeit eigentlich auf- oder wenigstens besonders in Aufschwung gekommen?

Im Gegenteil, das Gebot der österlichen Kommunion ward nicht gegeben, um ein Feuer zu entzünden, sondern um ein erlöschendes von neuem anzufachen. Die Liebe, so sagten wir zuletzt, sollte eigentlich keine Vorschriften nötig haben und das hat sie auch nicht, so lange sie warm in den Herzen glüht. Man braucht doch der Braut nicht vorzuschreiben, sie solle den Bräutigam lieben und dem letzteren nicht zu befehlen, die Braut so und soviel Mal im Jahre zu besuchen. Er tuts ohnedies oft genug und je öfter er es vermag, desto lieber ist es ihm. Und einer Mutter braucht man nicht zu befehlen, ihren kleinen Liebling so und soviel Mal auf den Arm zu nehmen, es ist ihr nicht zu viel, es zehn und zwanzig Mal an einem Tage zu tun. So war auch in der Zeit der ersten Liebe des Christentums ein Gebot, zu kommunizieren, nicht notwendig, ja die ersten Christen würden ein solches Gebot kaum verstanden haben. War doch die hl. Kommunion ihre Herzensfreude, die Quelle ihrer Kraft zum Martyrium und einer opferfreudigen Hingabe an ihre Mitmenschen, wie keine spätere Zeit sie mehr gekannt, geschweige erreicht hat. Das Kirchengebot wurde erst notwendig, als man das göttliche Gebot allzusehr zu vernachlässigen begann. Damit manche laue Christen nicht überhaupt die Verbindung mit Christus in der hl. Kommunion vielleicht bis zu ihrem Sterben aufgaben, wurden sie durch das Kirchengebot angehalten, wenigstens noch einmal im Jahre diese Verbindung anzuknüpfen. Daraus mag man erkennen, wie wenig der Geist der Kirche und seiner Religion versteht, und welch ein Armutszeugnis der sich ausstellt, der, indem er die hl. Kommunion als eine statutarische Leistung auffaßt, es, wie er meint, zu seinem katholischen Grundsatz macht: „Einmal zu Ostern, wie die Kirche will, so viel tue ich, nicht mehr, aber auch nicht weniger.“

Das ist doch wohl noch so etwas von dem alten jüdischen Knechtessinn, aber nicht viel von dem der Liebe, die doch die Seele des Christentums ist. Gewiß, es genügt, um das Gebot der Kirche zu erfüllen, ein Gebot, welches die Kirche, wie gesagt, eigentlich nur mit Rücksicht auf die Lauheit und Kälte vieler Gläubigen gegeben hat. Aber genügt es auch, um die Herzenswünsche der Kirche zu erfüllen? Sicher nicht. Denn hören wir, mit welch zärtlichen und teilnehmenden Worten diese Kirche, unsere Mutter, alle ihre Kinder ermahnt, die hl. Kommunion recht oft zu empfangen. Ich will dafür die Worte des Konzils von Trient anführen.

Der heilige Kirchenrat belehrt, ermahnt, bittet und beschwört mit all seiner väterlichen Liebe, bei der höchsten Barmherzigkeit unseres Gottes, alle und jeden, der den Namen eines Christen trägt, daß sie sich öfter einmal in diesem Sakramente der Einigkeit, in diesem Bande der Liebe und in diesem Vorbild der Eintracht vereinigen sollen, daß sie einer so erhabenen Majestät und der außerordentlichen Liebe unseres Herrn Jesu Christi eingedenk sein sollen, der sein teuerstes Leben zum Kaufpreis unseres Heiles hingegeben, der uns sein Fleisch zur Speise und sein Blut zum Tranke gegeben hat, daß sie an diese Geheimnisse seines Lebens, Leibes und Blutes so standhaft und fest glauben und mit einer solchen Liebe und Andacht des Herzens verehren sollen, daß sie im Stande seien, dieses übernatürliche, göttliche Brot häufig zu genießen, daß sie glauben sollen, es sei in Wahrheit das Leben der Seele, die ewige Gesundheit der Geister, auf daß sie gestärkt durch diese göttliche Speise von der Reise aus diesem armseligen Leben dem himmlischen Vaterlande entgegen gehen können, um ohne Hülle dasselbe Brot der Engel zu essen, das wir jetzt unter den Gestalten des Brotes und Weines genießen.“ Aehnlich drückt sich das nämliche Konzil aus, wo es von der hl. Messe spricht. Es lauten seine Worte: „Das hl. Konzil wünscht, daß bei

allen hl. Messen die Gläubigen, die ihnen beiwohnen und sie anhören, nicht nur geistiger Weise, sondern auch sakramentalisch das Sakrament des Altares empfangen, damit sie an der Frucht dieses allerheiligsten Opfers teilnehmen können."

Der Zweck der hl. Kommunion ist der, die Nahrung unserer Seele zu sein. Es haben die Aerzte berechnet, daß, um am Leben zu bleiben, eigentlich nur sehr wenig nötig sei. Leben kann man zur Not von Wasser und Brot. (6 Wochen hat der irische Bürgermeister von Cork nur von Flüssigkeit gelebt.) Leben kann man wenn man, wie es früher an Fasttagen wirklich geschah, nur einmal am Tage Speise zu sich nimmt. Was würde aber wohl heutzutage der allerärmste Arbeiter sagen, wenn man ihm zumuten wollte, er solle sich mit dem äußerst Notwendigen begnügen und zufrieden sein, wenn man ihm einmal am Tage Speise vorsetze, oder zu essen gestatte? Man wage es nur heute einmal, die Frühstücks- oder Mittagspause um ein paar Minuten zu verkürzen wir sollten einmal das Geschrei hören. Und wer will es den Leuten verübeln! Sie könnten uns mit Recht sagen: Wir Männer, die wir schwere Arbeit verrichten müssen, wir Jünglinge, die wir in unserm Alter wegen unseres Wachstums Kraft notwendig haben, wir haben mehr als einmal am Tage Speise nötig, mit einer Hungerportion wäre uns nicht gedient. Nun wendet dieses auf die himmlische Speise, auf die hl. Kommunion, die Nahrung der Seele an. Muß denn die Seele nicht auch wachsen an Tugend, hat sie nicht auch schwere Arbeit, um immer treu ihre Berufspflichten zu erfüllen und den Versuchungen zu widerstehen? Und wenn wir nun wissen, daß wir die Kraft dazu in der hl. Kommunion bekommen, sollen wir dann in diesem Falle denken dürfen: Einmal im Jahre ist genug?

Ein altes Abendgebet.

Bleib bei mir, Herr Jesu Christ — Weil es nun Abend worden ist — Wenn ich dich, Herr, erzürnet heut' — So ist es mir von Herzen leid — Wasch' mich, o Herr, von aller Sünd — Und mache mich zum Gnadenkind — Daß ich vor dir gereinigt steh' — Und weißer werde, als der Schnee — Das Wasser, so geflossen ist — Aus deiner Seit', Herr Jesu Christ — Wasch ab mein Sünd', verwirf mich nicht — O Gott, vor deinem Angesicht — Ich bitt' auch für die Seelen all — So heut aus diesem Jammertal — Der Tod berief zur andern Welt — Und vor dein streng Gericht gestellt — Das ew'ge Licht erleuchte sie — Hilf uns, die wir noch leben hie — Mit ihnen zu der Seligkeit — Zu loben dich in Ewigkeit — Laß diese Nacht uns sicher sein — Und schick' die lieben Engelein — Daß sie durch ihre treue Wacht — Uns schirmen vor des Satans Macht — O Herr, schließ uns dein Herz nicht zu — Gewähr uns einst die ew'ge Ruh — Ich leg, o Herr, die Kleider ab — Und denk dabei, daß ich im Grab — Gar bald werd' liegen tot und kalt — Der Würmer Speis' gar ungestalt — Zur Ruhstatt ich mich niedersenk — O Herr, den Kreuzweg ich bedenk' — In deine Wunden schließ mich ein — So schlaf ich sicher, keusch und rein — In deinem Schutze laß mich schlafen — Dein Kreuz, mein Jesu, sei meine Waffen — Der Purpurmantel sei mein Decken — Schutzengelein soll mich morgen wecken. Amen.

Vor unseren Büchern.

Neulich hatte ich an einem Nachmittage lieben Besuch von vier sehr gelehrten Herren. Nachdem wir zusammen Kaffee getrunken und ein Stündchen über allerhand interessante Dinge miteinander geplaudert hatten, begleitete ich die Herren noch eine Strecke Weges der Stadt zu. Als ich beim Abschied mich bei ihnen für den freundlichen Besuch bedankte und bat, denselben doch bald einmal zu wiederholen, da das für mich, der ich hier so vereinsamt wäre, doch auch eine Erquickung sei, da lachten die vier und meinten: „Was, Sie vereinsamt? Einer, der so viele Bücher hat wie Sie, wie mag der von Vereinsamung reden? Das Neue und Neueste sahen wir doch eben noch auf Ihrem Tische liegen und in den Schränken all die dicken Bände. So können Sie sich mit alten und jungen gelehrten Männern unterhalten, und das ist doch eine Unterhaltung, um die mancher gelehrte Mann Sie beneiden möchte. Langeweile kennen Sie doch nicht."

Ich fühlte, die Herren hatten recht, und als ich nach Hause zurückgekehrt war, zündete ich die Lampe an, setzte mich in den Sessel und wandte den Blick den vier Gestellen zu, die da mit Büchern vollgepfropft an der Wand standen. Da sah ich denn wirklich Werke aus allen Gebieten, so daß, wenn ich mir über irgend eine beliebige Frage Aufschluß verschaffen wollte, ich nur mit der Hand in dies und jenes Fach hineinzugreifen brauche und mich mit meinem Lehrer, gebunden oder ungebunden, an den Tisch zu setzen und der Privatunterricht beginnt. Ich kann diesen Unterricht so lang ausdehnen und genießen, wie ich will und brauche doch nichts für die Stunde zu bezahlen.

Und was haben die lieben Bücher mich schon viel gelehrt? Auch das Sonntagsblättchen profitiert immer davon. Denn wie sollte ich all die Artikel schreiben können, wenn sich die Bücher nicht wie freundliche Heinzelmännchen als treue Helfer anböten und immer neue Gedanken mir vermittelten.

Dabei habe ich noch einen großen Vorteil: sie halten nämlich ein feines Silentium, wie die Mönnchen ein großes Stillschweigen, denn keins der Bücher, obwohl es viel weiß, spricht ein Wort.

Auch bekommen sie, wie das sonst bei gelehrten Leuten vorkommen kann, keinen Streit. Sie stehen in ihren Gestellen friedlich nebeneinander, Bücher, in deren Inhalt oft heißer Kampf zwischen den Verfassern ausgefochten wird, aber sie selber sind stumm. Sie lassen sich auf meinem Schreibtische aufeinandertürmen, nebeneinander legen, ohne daß sie wegen der Plätze mißgünstig und neidisch wären. Man kann Ohren in jede ihrer Seiten drücken, mit dem Bleistift blaue, rote, graue Striche oder Fragezeichen hineinmachen, von denen die Späteren, welche die Bücher erben, kaufen oder leihen, nicht wissen, was sie zu bedeuten haben.

Einige von den Büchern muß man tagsüber oft an den Wagen spannen, wie das Brevier, oder das tägliche Gebet- und Betrachtungsbuch. Andere werden sehr selten einmal in Anspruch genommen, das sind die großen Folianten, aus alter Zeit. Man zieht sie dann zu Rat, wenn es sich um eine etwas schwierige Frage handelt, und wundert sich dann, ein wie klares, bestimmtes Urteil die Verfasser, die doch vor vielen Jahrhunderten lebten, haben.

Nun gibt es einen alten Spruch, der heißt: „Wir Menschen stehen unseren Zeiten näher, als unseren Vätern." Das erfahren auch unsere Bücher: die neuen, vor kurzem oder erst eben erschienenen sind in der Lektüre mehr bevorzugt, als die älteren Datums, und wenn in einem Bücheranzeiger, wie im literarischen Handweiser, so ein neues Buch gehörig gelobt sich findet, wird auch gleich an die Buchhandlung telefoniert, das Buch zum Besuche evtl. zu bleibendem Aufenthalte zu mir einzuladen.

Zuweilen entsteht dann in den Regalen Wohnungsnot. Die Bücher stehen so dicht zusammen, daß einigen ihre Stellung muß gekündigt werden. Da ist es nun oft merkwürdig, daß man nicht gerade die ältesten ausweist, vielmehr die jungen oder jüngsten, bei denen man sich, wie heute oft bei den jungen Mädchen, die die Leute in Dienst genommen, schnell überzeugt, daß nicht viel dahinter steckt. Sie putzen sich, machen sich fein, lieben grelle Farben, schwätzen viel Unsinn, können schöne Phrasen dreschseln, aber von eigentlicher Solidität des Charakters in der Lebensanschauung ist nicht viel zu entdecken. Drum werden sie ausrangiert, entweder in eine Kiste gelegt oder auf den Söller spediert.

Schlimm ist, wenn man eine Reihe Bücher auf dem Tische hat liegen lassen und andere Hände fangen nun an, dieselben in die Gestelle zu setzen. Dann kann die Theologie unter die Märchen und die Philosophie in Mohrs Dorfstube und die Asese unter eine Abhandlung über Mode und die Jurisprudenz unter Schriften über Geisteskrankheit und ein Moralbuch mitten in die Poesie geraten.

Die Bücher haben zuweilen den Wandertrieb, Freunde, die zu Besuch kommen, nehmen sie mit und bringen sie nicht wieder und zuletzt weiß man nicht mehr, wo sie ihr augenblicklichtes Domizil haben. Drum muß man immer schön seinen Namen hineinschreiben.

Mit dem einen oder anderen Buche ist man oft so vertraut, daß man von ihm in schlaflosen Stunden des Nachts sich noch etwas ins Ohr flüstern läßt, bis das Sandmännchen kommt und es einem aus der Hand fällt. Aber selbst im Traume können sie uns oft noch ganz in Anspruch nehmen.

Wenn wir nun selbst so viel Freude an Büchern haben, und sie uns so liebe Freunde sind, möchten wir auch den Lesern raten:

Schafft gute Bücher in dein Haus
Sie strömen reichen Segen aus
Und wirken als ein Segenshort
Auf Kinder und auf Enkel fort.

Ob man durch Einbildung krank werden kann?

Kürzlich traf ich auf dem Wege zur Stadt mit einer bekannten Familie, Herrn und Frau, zusammen, die, vom Friedhof kommend, mit mir dasselbe Ziel hatte. Nachdem die üblichen Fragen: „Wie gehts, was machen die Kinder?" beantwortet und der Freude Ausdruck gegeben worden, daß es jetzt endlich einmal anfange, frisches und schönes Wetter zu werden, kam, wie in dergleichen Fällen oft, denn auch das Sonntagsblättchen an die Reihe.

„Ich weiß eigentlich nicht," begann die Dame, offenbar in Erinnerung an einen der letzten Artikel: „Gib auf deine Gedanken acht", warum Sie in letzter Zeit so manchmal über Nervosität schreiben. Man sollte fast meinen, Sie wären selbst nervös und erleichterten mit der Auseinandersetzung über dergleichen Dinge Ihr eigenes Gemüt."

„So ganz Unrecht haben Sie nicht, verehrte Frau," antwortete ich, „und wenn ich Ihnen einmal sagte, was die Leute alles von einem armen Redakteur verlangen, wie sie ihn zu sprechen, anzubetteln, anzupumpen, als Vermittler zu gebrauchen wünschen, wie er für alles und für jeden Zeit in Hülle und Fülle haben, was er alles tun und leisten soll neben seinem eigentlichen Berufe und zwar für Leute, die er und die ihn nicht persönlich kennen, sondern ihn bloß, weil sie das Blättchen lesen, für einen von den passabel guten Menschen halten, die heute jedermann gut gebrauchen und die auch rein alles sollen fertig bringen können, dann würden Sie sich nicht wundern, wenn ich's auf die Nerven bekäme und bald ein griesgrämiger, bissiger, brummiger Alter würde, dem man am besten zehn Schritte vom Leibe bliebe."

„Nun, nun," stieß der neben mir gehende Herr mich an, „Sie könnten, wenn man Sie nicht besser kännte, unsereinen ja vor Ihnen bange machen."

„Doch," so fuhr ich fort, „das ist nicht der eigentliche Grund, warum ich so schreibe, sondern weil ich finde, daß es so Viele heutzutage gibt, die, sage ich es einmal offen heraus, weil nervös, darum auch eingebildet krank sind."

„Wie", meinte unsere Begleiterin, „glauben Sie denn wirklich auch, man könne sich Schmerzen oder gar eine Krankheit einbilden? Dafür ist man doch zu froh, von ihnen frei zu sein, anstatt sich nun auch noch den Luxus zu gönnen, sie sich noch gar anzudichten."

„Und doch ist dem so, liebe Frau. Gerade lese ich in einem Buche von Swett Marden, der dort an einer Stelle folgende Fälle erzählt: „Vor kurzem wurde ein Herr in ein Krankenhaus gebracht, der schrecklich litt und so schwach war, daß er kaum noch den Kopf

heben konnte. Er gab an, daß er ein aus mehreren Zähnen und der Platte bestehendes falsches Gebiß verschluckt habe, das ihm die schrecklichen Schmerzen im Magen verursache. Der Arzt versuchte, ihm diese Vorstellung auszureden, aber alles war umsonst. Da trifft ein Telegramm von seiner Frau ein, daß man das Gebiß unter dem Bette gefunden habe. Nun seinem eingebildeten Leiden plötzlich befreit, stand der Mann auf, zog sich an, bezahlte seine Rechnung und ging gesund nach Hause." An der betreffenden Stelle teilt der Verfasser noch folgende merkwürdige Einbildungskrankheit mit:

„Vor einiger Zeit las ich eine Geschichte von einem jungen Offizier in Indien, der einen ebenso berühmten, wie wegen seiner derben Offenheit bekannten Arzt um Rat fragte, weil er sich von der starken Hitze und dem lange nicht unterbrochenen Dienst sehr angegriffen fühlte. Der Arzt untersuchte ihn und sagte, er wolle ihm am nächsten Tage über den Befund ganz offen schreiben. Der Brief kam und enthielt die Mitteilung: „Ihre linke Lunge ist vollständig zerstört, das Herz sehr geschwächt. Sie werden gut tun, Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wohl können Sie noch einige Monate leben, aber wichtige Sachen dürfen Sie nicht mehr aufschieben."

Natürlich war der junge Offizier auf's tiefste niedergedrückt, als er dieses Todesurteil empfing. Er wurde zusehends elender, nach vierundzwanzig Stunden hatte er Atembeschwerden und Schmerzen in der Herzgegend und legte sich ins Bett mit der Ueberzeugung, daß es sein letztes Lager sei. In der Nacht wurde es so schlimm, daß sein Diener zu dem Arzt schickte. Als er kam, war sein erstes Wort:

„Um Himmels willen, was haben Sie denn gemacht? Neulich war doch noch gar nichts los bei der Untersuchung."

„Es ist mein Herz," antwortete der Kranke mit schwacher Stimme.

„Ihr Herz? Das war ja ganz gesund!"

„Dann ist es meine Lunge."

„Ihre Lunge? Was haben Sie denn nur? Sie haben wohl etwas über den Durst getrunken?"

„Aber Ihr Brief, Herr Dr., Ihr Brief? Sie schrieben doch, ich hätte nicht lange mehr zu leben."

„Sie sind wohl verrückt, ich habe Ihnen geschrieben, eine Woche in den Bergen werde Sie wohl vollständig wieder herstellen!"

Der Kranke, der kaum sein Haupt vom Kissen erheben konnte, reichte dem Dr. den Brief.

„Um Gottes Willen, Mensch, was ist das, der Brief gilt ja einem ganz andern, mein Gehilfe hat offenbar bei dem Adressieren zwei Briefe verwechselt."

Sofort richtete sich der junge Offizier im Bett auf und in ein paar Stunden war er gesund.

„Aber lieber Herr R.", sagte da mein kerngesunder Nebengänger, sich schüttelnd vor Lachen, „das, was Sie da erzählen, ist nun doch wohl amerikanischer Humbug?"

„Das möchte ich aber keineswegs zugeben," entgegnete ich, „denn die Medizin ist voll von Beispielen, daß Leute durch bloße Einbildung wirklich krank wurden."

„Wirklich? Aber wie erklären Sie sich das denn?"

„Nun, das ist doch wohl zu begreifen: Wenn sich jemand in den Kopf setzt, er litte an einer schweren, vielleicht gar unheilbaren Krankheit, so bringt diese Ueberzeugung den ganzen Menschen in Aufregung und Unordnung und stört alle Lebensvorgänge, Verdauung, Herztätigkeit, Pulsschlag, der Geist waltet nicht mehr mit gewohnter Kraft über den Körper, es tritt nach und nach eine allgemeine Schwächung ein und man fällt schließlich eben dem Uebel zum Opfer, welches man so sehr fürchtete.

Viel, sehr viel hat in dieser Beziehung das heute so oft gebrauchte unglückliche Wort „Vererbung" auf dem Gewissen. Jeden Augenblick hört und liest man von erblicher Belastung. Da ist meinetwegen in einer Familie jemand geisteskrank geworden, gleich fällt es auf die Kinder wie ein Alp. Da haben wirs: „Erbliche Belastung" und sind sie dann dazu noch ein wenig zum Grübeln geneigt, dann grübeln sie sich so in die eingebildete Belastung hinein, daß man sich nicht wundern kann, wenn sie zuletzt wirklichem Trübsinn und Melancholie verfallen. Die Einbildung, sie seien erblich belastet, ist in sehr vielen Fällen schuld daran. Und doch, wo findet sich nicht auch in den gesundesten Familienstämmen immer ein Fall von „Gehirnkrankheit" fälschlich „Geisteskrankheit" genannt? Gerade so, wie aus gesunden Familien wohl einmal einer an der Schwindsucht stirbt.

In anderen Fällen ist an dieser Einbildung auch das Konversationslexikon schuld. Tut einem irgendwo etwas weh, so wird gleich dieses „Buch der Weisheit" zu Rate gezogen und sogleich glaubt man, man habe auch schon das Uebel und seinen Sitz entdeckt; wie manche Leute meinen, sie hätten den Wandwurm, so wickt es ihnen in der Magengegend, und die ganze Geschichte ist nichts anderes als: sie haben zu viel gegessen oder essen zu schnell und haben darum keine Verdauung.

Vor längerer Zeit war ich bei einem alten 87jährigen Manne. Sein zweijähriger Enkel saß neben ihm auf seinem Stühlchen. Erst war der kleine Schelm mit den roten Backen ganz munter und lieb. Als ich aber mich neben den Großvater setzte und einige Zeit still da saßen blieb, — er hielt nämlich seine Osterbeichte — beschaute der Kleine längere Zeit nach Kinderart mich von Kopf bis zu Fuß. Der lange, schwarze Rock schien ihm allmählich einen unheimlichen Charakter anzunehmen; denn auf einmal hub er ein Geschrei an, als säße ihm ein Messer an der Kehle, und als ich mich erhoben und weggegangen war, hörte ich noch lange auf der Straße das furchtbare Angstgeschrei des Kleinen, in das ihn die kindliche Einbildung gebracht. Auch große Leute können in dieser Hinsicht wie Kinder sein und der Einbildung einen solchen Einfluß auf ihr Gemüt einräumen.

„Aber was ist denn gegen solche Einbildungen zu machen, die, wie Sie sagen, daher kommen, weil so viele Menschen nervös sind?" bemerkte der Herr.

„Nun man muß seine Nerven ein wenig disziplinieren oder trainieren."

„Aber wovon soll denn diese Disziplinierung ausgehen? Von zehn und zwanzig konsultierten Aerzten oder von zehn und zwanzig Medikamenten?"

„Nein, der beste Trainer ist hier der eigene Wille. Wir sind ein so nervöses Geschlecht, weil wir ein so willensschwaches Geschlecht sind. Wir lassen schon auf die kleinen Kinder in Sehen, Hören, Lesen und Mitmachen eine Menge Eindrücke einwirken und kümmern uns nicht darum, ob sie schädlich oder unschädlich sind. Sich etwas zu versagen und dadurch den Willen zu üben und zu stärken und die Nerveneindrücke zu regeln, wer denkt daran? Was Wunder, wenn der Mensch zuletzt von der Menge dieser Nerveneindrücke ganz belastet und erdrückt wird und sein Gehirn endlich nur mehr eine Aeolsharfe ist, in der jedes Lüftchen spielt und sie zum Klingen bringt, aber nicht mehr was es sein soll, eine Geige, die Verstand und Wille zu schönem harmonischen Spiele gebraucht.

Wir waren am Rudolfsplatz angelangt, wo unsere Wege sich schieden. „Ein bischen Recht haben Sie gewiß, Herr R.," sagte das Ehepaar, aber bringen sie das den Eltern und den jungen Leuten einmal zu ihrem eigenen Nutzen bei."

„Das ist allerdings schwer," bemerkte ich, denn wie es keinen Tauberen gibt, als den, der nicht hören will, so können Sie auch niemanden schlechter von seinen Grillen und Einbildungen heilen als denjenigen, der eben seine Einbildungen für Wahrheiten hält. Und das tun die Nervösen so gern.

Guter Rat.

Vor langen Zeiten war es Brauch, — Daß Edelleute sich wohl auch — Nen Narren hielten, der mit Schwänken — Zur Freud' den Sinn des Herrn sollt' lenken. — Solch Edelmann an einem Morgen — Satz da und stützt, voll Gram und Sorgen — Den dumpfen Kopf müd in die Hand, — So ihn das kluge Närrlein fand. — „Was fehlt Euch, Herr, wo tut's Euch weh? — Ihr seid wohl krank, so wie ich seh?" — „„Krank gerade nicht, doch brennt mein Kopf, — Denn gestern hab' ich dummer Tropf — Schon wieder viel zu viel getrunken, — Weil als Trinkfester ich wollt prunken."" — „Wißt Ihr dagegen denn nicht Rat, — Herr?" — „„Du denn?"" „In der Tat!" — Sprach drauf der Narr zum Edelmann. — „Das Beste wär' ganz sicherlich, — Trinkt morgen wieder fürchterlich." — „„Und wenn ich morgen, übermorgen — Hab' ob des Trinkens neue Sorgen — Und Schmerz noch mehr im armen Kopf, — Was mach ich dann, ich armer Tropf?"" — „Trinkt wieder! Herrl und immer wieder! — Das Trinken tingt die Sorgen nieder." — „„Doch wenn ich's tu', was wird zuletzt!"" — Der Edelmann nun noch versetzt: — „„Aus mir, wenn dann, als Trunkenbold — Der Leidenschaft ich steh' im Sold?"" — Da lächelte das Närrlein klug — Und mit der Pritsche es dann schlug — Dem Edelmann sanft auf den Rücken: — „Ihr werdet dann in allen Stücken — Ein Narr wie ich gar dumm und blöd, — In eurem Hause wird es öd — Und Zank und Streit habt' immer dann, — Mit Frau und Kind Ihr, Edelmann!" — So sprach der Narr und eilt dann jach, — Aus unseres Edelmanns Gemach. — Der aber drauf noch lang bedacht, — Was ihm das Närrlein hat gesagt, — Und weil er es als wahr erkannt, — Hat er vom Trinken sich gewandt. — Ein Narr zuletzt auch noch zu werden, — Das schien ihm doch ein Leid auf Erden, — Dem gerne er doch wollt entgeh'n. — O möchten das doch auch einseh'n — Die Männer, die der Trunkenheit — Ergeben sich seit langer Zeit. — Das Trinken, schmerzlich sei's gesagt, — Zuletzt euch all zu Narren macht. — Und was noch mehr, auch eure Kinder — Die werden, glaubt es, oft nicht minder, — Verdummen auch noch und verblöden — Das sind, glaubt nur, nicht leere Reden, — Denn wollt ihr forschen nach den Gründen, — Daß Idioten sich viel finden, — Dann wißt, daß Väter oft genug, — Als Trinker sind der Kinder Fluch.

Ein Besuch beim Onkel.

6) Erzählung von Adolf Kolping.

Ueberhaupt eine ungesunde Wirtschaft, wo der Stamm bereits Saft und Kraft verliert, wenn die Schößlinge blühen wollen. Wir fuhren an einem großmächtigen Geschäftshause vor, auf dessen breitem Messingschilde die Firma „Dalsing junior et Comp." uns entgegen glänzte. Die oberen Räume, ehemals die Wohnung des Onkels, waren vermietet. In den unteren befand sich das große Kontor. Alles befand sich in der rührigsten Tätigkeit, als wir eintraten. Der alte Buchhalter eilte herbei, dem Onkel den Hut abzunehmen